

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1928**

246 (20.10.1928) Wissenschaft und Bildung Nr. 42

# Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung · Badischer Staatsanzeiger Nr. 246

Nr. 42

Samstag, den 20. Oktober

1928

## C. A. Poes letzte Liebe

Von Will Scheller

Im Januar 1846 war auf ihrem Strohlager in der Gütte zu Fordham, in den Überrock ihres Gatten gehüllt, erwärmt einzig von der großen, schwarz-gelb gefleckten Katze, die nicht aus ihrer Nähe wich, Mrs. Virginia Poe der Schwindsucht erlegen. Ihr schon zu Lebzeiten ätherisch wirkendes Wesen war in einen nunmehr vollkommen entstofflichten Zustand eingegangen — der Welt entflohen freilich nicht allein um des körperlichen Zerfalls willen, dem sie nicht entinnen konnte, sondern förmlich verjagt zumal von den Angriffen, die durch das Mittel anonymen Briefe wider ihr farges Glück unternommen wurden. Einer ihrer letzten Seufzer galt jenem Unbekannten, den sie als ihren Mörder bezeichnete. Die Nachwelt nutzte in ihm wohl nicht mit Unrecht den ersten „Biographen“ des größten amerikanischen Dichters, jenen Rufus Griswold, auf dessen literarische Scheelsucht in der Tat Verleumdungen zurückgehen, die trotz leidenschaftlicher Widerlegung durch zahlreiche Zeitgenossen und durch Gerichtsbeschlüsse gleichwohl das Andenken des Dichters vergiftet haben bis auf den heutigen Tag.

Diese Verleumdungen haben sich in besonderer Weise auch der Beziehungen angenommen, die später zwischen C. A. Poe und der Dichterin S. Helen Whitman eine Zeitlang bestanden haben. Dieses Verhältnis war freilich von durchaus eigener Art, und zumal sein Ende immer noch geheimnisvoll erscheint, ist es um so begründeter, davon zu erzählen, als unlängst eine deutsche Ausgabe der Liebesbriefe Poes an S. Helen Whitman (Arel Jander Verlag, Berlin), besorgt von Georg Gohert, leider ohne jeden Kommentar erschienen ist. Wie sehr auch immer der dichterische Schwung und die Glut des Empfindens in diesen Briefen auf den Leser wirken, sie setzen doch nun einmal in mancher Hinsicht Kenntnisse voraus, die im allgemeinen vom deutschen Publikum nicht zu verlangen sind.

Poe suchte in den letzten Jahren seines Lebens die wirtschaftlich trostlose Lage, in welcher er sich befand, dadurch zu verbessern, daß er Vorträge literarischen und philosophischen Gepräges hielt, zu denen natürlich immer nur ein kleiner Kreis von Freunden und sonst geistig interessierten Menschen erschien. Was mit lebendigem Geist zusammenhängt, stand schon im damaligen Amerika tief im Kurs. Einer jener Vorträge behandelte die Frauendichtung Amerikas, und im Rahmen dieses Überblicks hatte Poe der ihm persönlich unbekanntem S. Helen Whitman um der Glut, der Phantasie und der künstlerischen Feinheit ihrer Schöpfungen willen besonderes Lob spendet. Das war im Frühjahr 1848, also mehr als zwei Jahre nach dem Ableben seiner Frau. Dann, als er einmal in Boston, spät abends, ruhelos in den Straßen der Stadt umherging, sah er S. Helen Whitman zum ersten Male, ohne jedoch von ihr bemerkt zu werden, in ihrem Garten. Eines der schönsten Gedichte Poes schildert diesen Anblick, den im Mondlicht wie verzaubert daliegenden Garten und die Frauengestalt inmitten der frühlinghaften Blumenwelt:

Ein weißes Kleid umschloß dich, faltig, weich —  
Du standest sinnend, und den Rosen gleich  
Erhobst du das Gesicht, doch ach, in Trauer!  
War es nicht Schicksal, das mich an die Mauer  
Des Gartens führte zu derselben Zeit?

Für ihn war es Schicksal. Denn die rein literarische Bewunderung, die er bis dahin für S. Helen Whitman empfunden und allgemein so offen bekundet hatte, daß vielfach schon die Namen der beiden Dichter zusammen genannt zu werden pflegten, schlug nach dieser nächtlichen Schau in eine Leidenschaft um, die der letzten, einsamen Lebenszeit Poes ihre gegen das Einsam um keinen Grad geringere Dunkelverborgung gab. Der Spießerklatsch, der auch im freien Amerika den freien Geist zu verfolgen pflegt und namentlich Poes Dasein von je zu befeuern versucht hatte, bemächtigte sich rasch der Sympathie des Dichters für die Dichterin, und ein findiger Journalist wußte bereits von einer Verlobung zu berichten, noch ehe es überhaupt zu einer Bekanntschaft gekommen war. Poe, fanatischer Gentleman, wollte den Schwager fordern. Freunde überredeten ihn aber zu einem milder blutigen Verfahren, und der voreilige Herr nahm seine Behauptung öffentlich zurück.

Der Dichter, dessen „Heureka“ damals erschienen war und inmitten der öffentlichen Diskussion stand, wollte nun um jeden Preis die Geliebte kennen lernen. In einem seiner Briefe an sie ruft er sich ins Gedächtnis zurück, wie er alles, was er über sie in Erfahrung bringen konnte, mit Begier in sich aufnahm, wie es ihn ergriff, um soviel gemeinsame Neigungen zu wissen, wie es ihn bewegte, zu hören, daß sie verwitwet, mithin frei für seine Sehnsucht wäre. Scheinbar äußerliche Fragen gesellschaftlicher Art erregten jedoch sein empfindsames Ergegnis, er wagte lange nicht, das Haus der Geliebten zu betreten, obwohl ihm auch der Form nach schickliche Ge-

legenheit geboten war. Andererseits aber vermochte er nicht, gegen seine Leidenschaft anzukämpfen. So schickte er ihr Gedichte ohne Unterschrift „mit dem glühenden, zügellosen Begehren, so oder so mit dir in Verbindung zu kommen“; schon der Gedanke, daß ihre Hände das Papier berühren, ihre Augen seine Worte lesen würden, war Seligkeit für sein Gefühl. Im September endlich betrat Poe mit dem Empfehlungsschreiben einer gemeinsamen Freundin das Haus der Mrs. Whitman. Und es ist wie ein tiefes Sinnbild für das ganze Dasein des Dichters, wenn Poe, wieder in einem Brief an die Geliebte, an die entscheidende Aussprache erinnert, die auf einem Totenhof und unter Tränen stattfand. Es kam nun zur Verlobung, trotz des Widerstandes von Seiten der Familie Whitman, die zweifellos zu dem Klingel der literarischen Neider Poes gehört hat. Die Wühlereien gegen den Dichter hörten denn auch nicht auf, und da er, der Sensitive, wittern mochte, daß das Herz der Geliebten trotz der starken und reinen Neigung zu ihm heftigen Erschütterungen ausgesetzt blieb, wurde er des Glückes, endlich sein Ideal gefunden zu haben, die Frau, die ihn nicht nur liebte, sondern auch verstand, nur selten froh.

Anfang November hatte die Verlobung stattgefunden. Aber fast in jedem Brief an die Braut spricht Poe von der „seltsamen Ahnung nahen Unglücks“, die ihn quält. Er spürt die Minierarbeit seiner Feinde, und während er mit Mrs. Whitman über ihre Verse korrespondiert, hört er nicht auf, sie vor den Lästzungen zu warnen. Seine einzige Hoffnung ist die Treue der Geliebten. Seine Stimmung wird zuversichtlicher, ja, er ist es plötzlich, der ihr Mut zuspricht. Und dann ist es auf einmal aus. Die bösen Ahnungen haben nicht getrogen.

Wer den letzten Brief Poes an Mrs. Whitman liest und deren Schrift über Poe und seine Kritiker kennt, vermag weder einem der beiden Verlobten eine Schuld zuzuschreiben noch gar die Geschichte zu glauben, die von Griswold erzählt, von den Zeugen alsbald widerlegt wurde, nämlich: Poe hätte sich am Polsterabend derart betrunken, daß zu seiner Bändigung die Polizei geholt werden mußte. Wie gesagt, diese Mär, die sich in keiner Weise mit der damaligen Stimmung Poes vereinbaren läßt, hat eine gründliche Abfuhr erfahren. Poes letzter Brief spricht, auf die Ursache des Bruches deutend, von „erbärmlichen Lügereien“ und enthält nachfolgenden Passus: „Gott ist mein Zeuge, daß es mir fern liegt, dich zu verletzen oder auch nur zu betrüben... Der Schicksal bewahre dich vor allem Leid. Meine Briefe, und meine Raten mögen für dich sprechen.“ So schreibt keiner, der eine Schuld auf dem Gewissen hat; und was für Poe das Gewissen bedeutete, das ist aus seinen Meister-Erzählungen leicht zu erkennen.

Das Leben Edgar Poes — wela! bejammernswerte Tragödie, ruft Baudelaire aus und bezeichnet dieses Geschick als dasjenige eines Unglücklichen, der allzu reich war an Poesie und an Leidenschaft und der, nach sibielen andern, gekommen war, auf dieser Welt die rauhe Lehrzeit des Genies unter niederen Seelen durchzumachen. Nun — nach jenem schweren Schicksalsschlag Ende 1848 dauerte es nicht mehr lange; die Widerstandskraft auch dieses körperlich wie geistig elastischen und gestählten Menschen hatte ihre Grenzen. Am 4. Oktober verließ Poe, trotz eingetragener Mißbefindens, Richmond, um sich nach Fordham zu begeben. In der Nähe von Baltimore wurde er kurz darauf bewußtlos auf der Landstraße aufgefunden. Als Unbekannter starb er am Sonntag, den 7. Oktober 1849, im Hospital an jener Erschöpfungs Krankheit geistiger Menschen, die neuerdings Gehirngrippe genannt wird. Für die Leiden, die dem Dichter Poe die Welt zugewandt hat, ist er durch die Nachwelt entschuldigend worden, die gelernt hat, ihn rückhaltlos zu schätzen und zu lieben, wie er es verdient; aber der Mensch in ihm, dessen Schwächen nur die Schwächen eines der edelsten Charaktere aller Zeiten waren, hat für solchen Nachruhm leibhaft bitterer Gehüßt, als es die nordamerikanische Nation in aller Ewigkeit verantworten kann.

Robert Genin: Die ferne Insel. Aufzeichnungen von meiner Fahrt nach Bali in Wort und Bild. Mit vielen Illustrationen nach Originalhandzeichnungen des Verfassers. Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag G. m. b. H., Berlin-Charlottenburg 2). — Selten ist die zauberhafte Landschaft einer tropischen Insel, die klingende Harmonie zwischen einer hochentwickelten alten Kultur und schlichter Naturverbundenheit so persönlich und gerade dadurch so unmittelbar erscheidend geschildert worden, wie von diesem edlen Künstler. Robert Genin, eine der führenden Persönlichkeiten der modernen Malerei, schildert seine Erlebnisse und Eindrücke mit überströmender Dankbarkeit und lebenswürdigstem Humor. Mit diesem Bande, in Halbleder gebunden 2,95 M., eröffnet der rührige älteste Buchverlag sein zehntes Buchjahr. Über 500 Werke enthält heute bereits das Verlagsverzeichnis des B. d. B. Es weist nicht nur die Namen der angesehensten Schriftsteller Deutschlands und der anderen großen Nationen auf, sondern auch junge, ringende Begabungen mit dem Spürsinn für das Kommende sind mit wichtigen Werken darin vertreten; ist doch das wesentliche Kennzeichen des B. d. B. die enge Verbindung mit dem geistigen Leben der Gegenwart. Seine vorbildlich schon ausgestatteten Bücher sind im Preise erstaunlich niedrig.

## Vom Kunstverständnis

Von Hanns Martin Elster

Immer und immer wieder macht man die Erfahrung, daß der Trieb zur Kunst, zum Kunstgenuß und Kunstverständnis hin in Kreisen, die dem Kunstschaffen an sich abgewandt sind, also unter Beamten, Offizieren, Landwirten, Juristen, Kaufleuten usw. außerordentlich stark ist. Man kann sich darüber nur freuen, muß sich zugleich aber auch ständig wundern, daß von denen, die der Kunst dienen wollen, indem sie auf ihre Werte hinweisen, praktisch in der Regel so wenig geschieht, jenen vorhandenen Kunsttrieb auszubilden, ja wenn ich sagen darf, „auszunutzen“, natürlich nur in idealem Sinne zum Nutzen des Interessierten, nicht des Interessierenden.

Wer die Kunst genießen, erkennen und verstehen lernen will, der fragt stets: Wie komme ich zum Verständnis der Kunst, zur Kenntnis ihrer Werke? Er sucht stets nach Hilfsmitteln, die ihn einführen in das Reich, vor dessen Gattern und Toren er ehrfürchtig wartet. Er weiß, er ist Laie in jeder Hinsicht, und er möchte sich aus diesem ihn niederdrückenden Zustand befreien. Er folgt nun zuerst seinem inneren Drang und stürzt sich wahllos auf alles, was mit der Kunst zusammenzuhängen scheint und ihm in erreichbarer Nähe ist. Er liest Zeitungen, Zeitschriften, Bücher darauhin durch, sammelt Bilder und Notizen und glaubt, daß sich aus dieser ungeordneten Interessiertheit eine allmählich geklärte Kenntnis, ein erfreuendes Verständnis entwickeln werde. Zumeist endet er aber bei einem wüsten Töhuwabohu in seinem Kopf; er ist überfüllt mit ungläublichen „Kenntnissen“, ohne jedoch zur Kenntnis hindurchgedrungen zu sein, und er wendet sich schließlich ermüdet ab, verzichtet auf allen Kunstgenuß, geht wieder unter die Zahl derer, die nur dem engen Tag leben.

Es ist eine der brennendsten Fragen aller Zeiten, besonders aber der Gegenwart gewesen, wie man dieser Enttäuschung und Abkehr abhelfen könne. Unsere Kunstzuchtbestrebungen haben das tun wollen und sind doch nach in mancher Hinsicht erfolgreicher Tätigkeit schließlich zu der Überzeugung gekommen, daß man zur Kunst nicht erziehen könne. Man kann auch in der Tat nur Kunst verstehen lehren, ja nicht einmal das, sondern nur zeigen, wie dieser oder jener zum Kunstverständnis gefunden hat.

Wie schon innerhalb des Kunstschaffens die Subjektivität absolut herrscht, so auch innerhalb des Kunststudiums. Besonders der Anfänger vibriert und reagiert oft in der merkwürdigsten Weise und geht Irwege, läuft in Sackgassen, aus denen er sich schwer wieder hinausfindet. Der Kunstzuehrer hat zumeist sein Anfängertum schon ganz vergessen. Auf der Höhe seines Kunstverständnisses, seiner Kunstkenntnis erinnert er sich nicht mehr daran, wie er den Kunstgenuß als naiver Beschauer entgegengetreten ist. Wenn er nun Laien, die naiv sehen, naiv empfinden, in die Kunst einführt, so greift er in der Regel zu hoch; sein Urteil steht auf einem Niveau, das sich der Laie ja erst selbständig erringen soll. Das Beste, das der lehrwillige Kunstschüler tun kann, ist aber, daß er ohne weiteres feste Kritiken, Meinungsäußerungen übernimmt, denn ihre Beweggründe kann er noch nicht verstehen. So wird er also ein Nachplapperer und endet beim Unverständnis, statt beim Verständnis.

Und dorthin will er doch. Nun es gibt auch einen Weg dorthin. Aber dieser Weg ist bornig und scheinbar endlos. Der Laie muß Geduld haben, und die fehlt ihm meistens. Er muß erkennen und erfahren, daß sich das Verständnis der Kunst nicht innerhalb einer gewissen Zeit, so kurz wie möglich, erringen läßt, sondern daß jeder Augenblick der Beschäftigung mit der Kunst immer wieder ein Anfang ist, und daß über jedem Grad von Kunstverständnis noch ein höherer steht. Aber der Willige wird auch diese Geduld schließlich aufbringen; denn das Abschreiten des Weges ist ja Triebkraft, wie jenes Streben nach der Wahrheit, das Bessing über den Besitz der Wahrheit stellt. Und ebenso lasse der Laie es sich sofort am Anfang seiner Beschäftigung gesagt sein, daß das Streben nach Kunstverständnis, nach immer erneuter Kunstkenntnis beseligender ist als das Haltmachen bei einem gewissen Niveau, von dem aus man das Recht zu haben glaubt, alle Kunst beurteilen zu dürfen.

Der Weg zum Verständnis der bildenden Kunst ist das Sehen und nicht die Kunstgeschichte! Das ist ja der Grundirrtum, den der Laie noch immer begeht, daß er am Anfang seines Studiums sich in eine „Kunstgeschichte“ vertieft, statt daß sein Auge fortschreitet zu einem Auffuchen des Zusammenhanges der Einzelheiten; wohl gemerkt: das „Ge!“ Der Zusammenhang muß gesehen sein, nicht empfunden oder gedacht! Jedes Bild ist ein in sich geschlossener Organismus; es setzt sich zusammen aus Sachdarstellung, aus Lichtbehandlung, Baumgestaltung und koloristischer Harmonie. Um den Organismus zu erkennen, fragt das Auge also: Welche Sachen sind zur Darstellung ausgewählt und hängen zusammen, wie hängt das Licht zusammen, wie verteilt es sich innerhalb des Bildes und wie verhält es sich zu dem Dargestellten, was rückt es in den hellen Sehpunkt, was verbunkelt es; ferner, wie ist der Raum gestaltet: habe ich vor dem Bilde eine wirkliche Raumempfindung oder bleibt das Bild flach wie in der japanischen Malerei, ist der Raum durch die dreidimensionale Zeichnung oder durch das Licht oder durch die Verteilung der Sachen und ihrer Beziehung zueinander oder schließlich durch die Farben dargestellt; und endlich: welches

Ist die Hauptfarbe des Bildes, wie stimmen die anderen Farben dazu, wie sind sie verteilt und wie gegen einander abgewogen, wo sind farbige Reflexe, wo farbige Kontraste und wie ist die Hauptfarbe bewertet — in den Beziehungen zu den Linien oder negiert sie die Linien? Diese Fragen beantwortet man einmal durch das Auge, ohne Zuhilfenahme von Büchern, Urteilen und vorgefassten Meinungen. Hat man das getan, so fühlt man, wie das Bild zu leben beginnt, man erkennt, wo der künstlerische Schwerpunkt liegt, nicht in der Sachdarstellung, sondern in der Gesamtform, und man wird inne, daß das Bild ein geschlossener Organismus ist, der spricht, der etwas ausdrückt.

Sowie man aber bei der Frage des Ausdrucks angelangt ist, nicht jenes photographischen Sachausdrucks, sondern jener inneren Offenbarung, die das Erleben des Künstlers durch die Gestaltung der Sache geben will, sowie man hier steht, beginnt schon der höhere Grad von Kunstverständnis. Hier hört jene erste empirische, dann künstlerisch-ästhetische Augenfreude auf und die Seelenfreude beginnt. Die Befreiung der Form wird dem Betrachtenden fühlbar. Das, was in der Kunst gesucht hat, kann er nunmehr finden, wirkliche Erhebung seines Seins, Läuterung seines Wesens, Bereicherung seines Lebens. Dazu bedarf es aber erst unzähliger Augenübungen; sind sie bestanden, so wird das Urteil auch nicht mehr irren, so wird der Künstler auch nicht mehr so leicht mißverstanden werden können; denn sein Werk wird ja nicht mit einem ganz unempfindlichen, naiven Auge, sondern von künstlerischen Augen gesehen, und diese allein leiten den Eindruck des Gestalteten richtig weiter in das Phantasie- und Verstandesleben des Laien. Erst wenn er richtige Erkennungsorgane sein eigen nennt, kann der Laie richtig urteilen. Ohne Anschauung ist eben alle Kunst ein Nichts; Worte ohne Anschauung können niemals einen Begriff von der Kunst geben.

Hat der Laie aber die Anschauung, sind seine Sehorgane ausgebildet, um künstlerisch aufzufassen, dann kann er auch ohne Gefahr, überlastet, ermüdet und abgeschreckt zu werden, weiter schreiten und zu den Büchern greifen, zu den Kunstgeschichten und Spezialwerken. Dann kann er sich auch die kulturgeschichtliche Atmosphäre, in der diese oder jene Werke entstanden sind, aneignen, dann kann er Namen, Daten, Fakten, Urteile an sich vorüberziehen lassen; sie verwirren ihn nicht mehr. Denn nun sucht nicht mehr der Verstand aus, jetzt urteilt nicht mehr das Vorurteil oder etwas Gehörtes, jetzt hat kein „Kunsterzieher“, kein sprachgewandter Phrasen mehr Einfluß; es herrscht ja das allein gültige Organ, das Auge, dieses vermittelt Form und Erlebnis, dieses wählt aus, sichtet, gruppiert, scheidet und fügt zusammen, dieses läßt die Entwicklungen und Verwandtschaften, die Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten sehen. Das Auge ist es, das zum Kunstverständnis führt.

## Kopfschmerzen, ihre Ursachen und Behandlung

Von Sanitätstakt Dr. Julius Klein

Was der Kopfschmerz ist, auf welchen Veränderungen er beruht, darüber bestehen verschiedene Theorien, ohne daß die Frage restlos geklärt ist. Der eine bezeichnet ihn als Folge von Bluteere im Gehirn, der andere sieht in einer Blutüberfüllung die Ursache, der dritte besetzt seinen Sitz in das Zwischenhirn, ein vierter in die Gehirnhäute. Es herrscht also keine Einigkeit darüber. Und da der Kopfschmerz für gewöhnlich ein Leiden ist, das nur stunden- oder tagelang dauert, um dann wieder zu verschwinden, so ist es klar, daß dauernde anatomische Veränderungen bisher nicht gefunden werden konnten.

Der Kopfschmerz kann Zeichen einer anderen Erkrankung sein, kann aber auch als Krankheit für sich bestehen. Im ersten Fall kann die Ursache durch eine Gehirnschwulst bedingt sein, zeigt sich bei Gehirnhautentzündungen, bei Hirnschwellungen, findet sich als symptomatischer Kopfschmerz und zeigt sich nach Gehirnerschütterungen usw.

## Karlsruher Konzerte

Innerhalb der kurzen Spanne von sieben Tagen drei der heute überhaupt bekanntesten Konzertgroßen hören zu können, zeigt das nicht nur Genüge, wohl energischen Auftrieb das interne Musikleben gleich nach Beginn schon genommen hat? Daraus für die bevorstehende Konzertfülle Schlüsse zu ziehen, wäre allerdings verfrüht, aber immerhin scheint aus der sonnenreife Tatsache, daß solche hochqualifizierte Künstler auf ihren Konzerten auch Karlsruhe besuchen, doch mit einiger Deutlichkeit hervorzugehen, welche gewichtigen Interesse man brauchen bei unserm Konzertpublikum voraussetzt. Mochten sich diese Erwartungen erfüllen und möchte diese vorläufig zwar nur vermutete Regelmäßigkeit der Konzertbesucher auch dem künstlerischen Auf der Stadt selbst und vor allem dem Wiederaufbau des örtlichen Musikbetriebs von Nutzen sein!

### Konzert des Leipziger Thomanerchores

Wohl wußte man seit langem, daß Prof. D. Dr. Karl Straube ein wertvolles Erbe hütet, doch mit solch unüberbietbarer Stimmenpracht hatten wohl die empfindlichsten Ohren kaum gerechnet. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man diese jugendliche Sängerschaft mit ihrer Chorabteilung, die soviel Wissen um Besondere offenbart, neben den Berliner Domchor und unbedingt über das Managmaterial der römischen Sixtina stellt, obwohl auch dort gerade von Knaben schwierigste Aufgaben an Musikalität, Gedächtnis usw. mühelos gelöst werden. Aber eine gewisse Überkultiviertheit scheidet trotzdem ihren Paradenummern nicht den unmittelbaren Eindruck der Natürlichkeit, wie man ihn jetzt bei den Thomanern erlebt. Aus der Vortragsfolge, die außerordentlich repräsentativ aus der germanisch-deutschen kirchlichen Vokalmusik zusammengestellt war, seien ihrer musikalischen Vollkommenheit wegen der fünfstimmige Arcapella-Chor, von Johann Eccord, das deutsche Magnificat, von Heinrich Schütz, sowie die beiden Motetten von Brahms und Bach erwähnt. Dieser gutgewählten Auslese gesellen sich einige Orgelwerke, für deren Wiedergabe dem Organisten der evangelischen Stadtkirche, Hans Vogel, ein besonderes Kompliment ebenfalls zu machen ist.

Für den gleichsam selbständigen Kopfschmerz, den funktionellen Kopfschmerz, nimmt der Nervenarzt Prof. Dr. Peritz als Grundlage Muskelermüdung (Myalgie) an. Daß nervöse Einflüsse auch eine Rolle spielen, ist klar. Die schwersten Kopfschmerzen verschwinden oft, besonders bei Frauen, wenn eine Zerstreuung oder ein Vergnügen dazwischenkommt. Die heftigsten Kopfschmerzen lassen in dem Augenblick nach, in welchem man in das Sprechzimmer des Zahnarztes tritt. Nervöse Menschen, deren Nervensystem nicht so widerstandsfähig ist, werden leichter Kopfschmerzen haben als Nerven gesunde.

Der Muskelschmerz, der zum Kopfschmerz führt, entsteht nach Prof. Peritz dadurch, daß in dem sich zusammenschließenden Muskel Milchsäure entsteht und die Muskelfaser zur Quellung bringt. Wird die Milchsäure nicht wieder entfernt, so bleibt die Quellung und damit die Starre des Muskels bestehen. Die Befreiung der Milchsäure entsteht durch Zuführung von Alkali und Sauerstoff. Aus dieser Überlegung ergibt sich, daß Myalgie da entstehen können, wo entweder sehr viel Milchsäure gebildet wird so daß die normale Zufuhr von Sauerstoff und Alkali nicht ausreicht, um die Milchsäure zu beseitigen, oder daß schon normal zu wenig Sauerstoff und Alkali zugeführt werden. Bei anstrengender Muskelarbeit, bei langem Marschieren, wird viel Milchsäure gebildet, die Muskeln werden bei der Ermüdung steif. Dasselbe gilt auch für die Kopfmuskulatur, die bei anstrengender Tätigkeit, dazu gehört auch geistige Arbeit, übermüdet wird.

Eine Ursache des Kopfschmerzes ist also Überarbeitung und Ermüdung, Erschöpfung, Beschäftigung in überhitzten, rauchigen, lärmvollen Räumen. Je schlechter die Muskulatur und Konstitution eines Menschen, um so eher werden bei ihm Kopfschmerzen eintreten. Eine Ruhetur, Ausspannen für einige Zeit ist das beste Mittel.

Mangelhafte Versorgung mit Sauerstoff ist die Ursache der Kopfschmerzen bei Blutarmen. Die überschüssige Harnsäure führt zu schmerzhaften Kopfschmerzen.

Nicht selten sind Kopfschmerzen Folge mangelhafter Verdauungstätigkeit, besonders von Verstopfung; die im Darm gestauten Kotmassen geben gewisse schädliche Stoffe an das Blut ab und führen zu einer leichten, vorübergehenden Vergiftung des Organismus. Regelung des Stuhlganges ist hier das Heilmittel.

Auch ungenügende Leistung der sogenannten Blutdrüsen, der Drüsen mit innerer Sekretion, kann die Ursache sein. So findet man Kopfschmerzen bei Fettwut, die durch Erkrankung des Stranhangs bedingt ist, so bei Minderwertigkeit der Keimdrüse, und erzielt Besserung durch Zuführung entsprechender Drüsenpräparate.

Bei Menschen mit Übererregbarkeit des Nervensystems, mit Neigung zu Gefäßkrampf, entstehen Kopfschmerzen dadurch, daß die Blutgefäße zu stark zusammengezogen sind und dadurch den Muskel nicht genug Blut und damit nicht genug Sauerstoff zuzuführen lassen. Da Kräfte auf solchen Gefäßkrampf beruhend wirkt, soll man, sagt Prof. Peritz, diesen Menschen mit den kalten Händen und Füßen nicht zu Abkühlungskuren, nicht zu Kaltwasserprozeduren raten.

Nach Infektionskrankheiten kommen ebenfalls Kopfschmerzen vor, wie nach manchen Vergiftungen, von denen der Alkoholkopfschmerz der bekannteste ist. Und endlich ist der Kopfschmerz noch zu erwähnen, der reflektorisch, übergeleitet, als Folge von Sehstörungen, durch Übermüdung der Augenmuskeln, Brechungsfehlern, ferner bei Nebenhöhlenkatarrhen von der Nase aus entsteht. Schonung und Korrektur des Brechungsfehlers dort durch passende Brillen, Nasenbehandlung hier wirken oft prompt.

Was sonst die Behandlung der Kopfschmerzen anlangt, so ist sie, wie ersichtlich, eine verschiedene, je nachdem sie die Folge einer organischen Erkrankung sind, wobei dann zunächst die Grundursache zu behandeln ist, oder ob sie funktioneller Art, d. h. eine Krankheit für sich sind. Zu den allgemeinen Maßnahmen, die sich bewährt haben, gehört erstens

die Massage, die, richtig ausgeführt, manchen chronischen Kopfschmerz gebessert und geheilt hat. Wärmebehandlung ist, besonders bei rheumatischen Kopfschmerzen, die auf Arbeiten in kalten, zugigen Räumen zurückzuführen sind, erfolgreich. Fangopackungen, Gipskissen, ein elektrisches Heizkissen oder heiße Sandbäder, die auf die Hals- und Nackenmuskulatur aufgelegt werden; bei chronischen Kopfschmerzen morgens und abends etwa 1/2 Stunde lang. Bei Menschen mit hohem Blutdruck ist Hitze nicht anwendbar.

Liegt die Ursache für die Kopfschmerzen in bestimmten organischen Veränderungen, in Erkrankungen der Blutdrüsen, in Gicht, in Bluthamut, in einer Schwäche des Nervensystems, so muß man vor allem die ursächlichen Momente zu beseitigen suchen. Zu guten Ergebnissen wird man eben nur kommen, wenn man die Grundlage der Kopfschmerzen zu erkennen sucht und die entsprechende Behandlung einleitet.

Der Kopfschmerz wird meist nicht als ernstes Leiden angesehen. Und doch ist er auch in den leichteren Formen ein Leiden, das den Betroffenen erheblich in seiner Arbeitsfähigkeit stört, in seiner Arbeitslust hemmt, unzufrieden und nervös macht und je nach seiner Art und Häufigkeit quälend und peinlich kann. Es handelt sich um kein eingebildetes Leiden, es handelt sich um Beschwerden und Klagen, die man nicht vernachlässigen, und für die man rechtzeitig ärztlichen Rat und Hilfe in Anspruch nehmen soll.

## Naturwissenschaftlich-medizinisches Allerlei

Ein Papyrus über ägyptische Chirurgie. Der Verlag der Oxford-Universität gibt demnächst ein Buch heraus, das weit über wissenschaftliche Kreise hinaus Interesse beanspruchen dürfte. Es handelt sich dabei um die erstmalige Veröffentlichung und Übersetzung des sogenannten Edwin-Smith-Papyrus, eines der ältesten bekannten ägyptischen Dokumente, in dem hochinteressante Aufschlüsse über den Stand der ägyptischen wissenschaftlichen Chirurgie gegeben werden. Der Papyrus war durch seinen Entdecker, den Ägyptologen an der Chicagoer Universität, Professor Dr. Breasted, nach Amerika gekommen und wurde auch dort bearbeitet. Der Druck muß allerdings in Oxford erfolgen, weil der dortige Universitätsverlag der einzige in der Welt ist, der über Hieroglyphentypen verfügt. Der Papyrus scheint die in sachwissenschaftlichen Kreisen schon lange bestehende Vermutung voll auf zu bestätigen, daß nämlich die alten Ägypter in medizinischer Hinsicht 4000 Jahre vor Christi Geburt weit aufgeschickter waren, als etwa das 18. Jahrhundert unserer Zeitrechnung. In dem Papyrus befinden sich u. a. genau detaillierte Angaben über die Behandlung von Knochenbrüchen, Krebsgeschwülsten, ja sogar über Schädeloperationen. Da der Entdecker bisher nur auszugewählte Veröffentlichungen seines Fundes widergegeben hat, sieht man der Erscheinung des Buches mit begrifflichem Interesse entgegen. Wo

Die Tränen sind — fäulniswidrig! Ein neues antiseptisches Mittel hat Dr. Fleming in der Tränenflüssigkeit entdeckt, worüber der Londoner Augenarzt Frederick Nieldley kürzlich berichtet. Dieser Stoff, Lysozym genannt, hätte so große bakterientötende Wirkung, daß er in genügender Menge ausreicht, bestimmte Krankheitserreger des Auges zu bekämpfen. Zuweilen liegt die Menge dieses antiseptischen Stoffes in den Tränen unter der Normalen, die Tränenröhren arbeiten nicht genügend; so daß Augenentzündungen leicht entstehen. Der Stoff findet sich, so berichtet der Entdecker, auch in den Absonderungen der menschlichen Nase, im Speichel, in Nieren und einigen anderen Pflanzen, im Fleisch einiger Fische und auch in den Tränen der Tiere; man hoffe, den Stoff aus Eiweiß zu gewinnen und so als allgemeines antiseptisches Mittel den Ärzten zur Verfügung stellen zu können.

Bolldampf unter Palmen. Erinnerungen eines Ingenieurs, von W. Henke. (Leipzig 1928, Henke & Beder, Verlag, 250 S. Mit 21 Abbildungen. Preis 5 M., geb. 6,50 M.). — In seiner Zeit verlangt nach Büchern, die von fremden Ländern und von Abenteuer zu erzählen wissen. „Bolldampf unter Palmen“ gehört durchaus zu dieser Gattung. Henke, ein deutscher Kulturpionier, war jahrelang der Berater und Freund des vielgenannten Meisen, Kaisers von Abyssinien. Mit seinem Humor und sicherem Takt erzählt er, wie der kuge Orientale für alle technischen Neuerungen Feuer und Flamme war, wie er in seiner Lernbegierde seinem Ingenieur ständig zu schaffen machte, und welche drolligen Zwischenfälle sich dabei manchmal ereigneten.

### Edwin Fischer

zählt, auch wenn man es nicht längst wüßte, zu den immer wieder aufs neue fesselnden Erscheinungen des Konzertsaals. Aber nicht nur die technische Freiheit und die künstlerische Reife, womit seine famosen Tastenhande den Vortragsstücken ein Leben an gerundetem, geschlossenen architektonischen Aufbau entlocken, wirken so faszinierend, mehr sind es doch wohl die geistigen und seelischen Quellen, die bei aller bester Arbeit grifftechnischer Feinwerk seines Spiel großes Format leihen. Wenigste könnte man von einem Grotiker berichten, wenn man an die brünnigen Entladungen zurückdenkt, zu denen er die Ausdruckssphäre des Instrumentes, z. B. bei Liszt, zu steigern weiß, doch da erlang als Zugabe noch ein Werk des alten Johann Sebastian, das mit lächelnder Ironie auch diese Definition zu Schanden werden ließ und das Gesamtbild ganz einfach und dennoch überaus auf eine in eminentem Maße sachliche Formel reduzierte: denn was da aus wichtigen Motivatoren empordröhnte und himmelauf jubelte, ward unkompliziert und problemlose Formanschauung und als solche eben Musik im beschränktesten wie weitesten Sinn.

### Ludwig Wüllner

ist uns lieb als eine jener markanten Gestalten, die noch persönlich einen Auschnitt aus der letzten Glanzperiode der Musik im Wagner, Liszt und Brahms in die Gegenwart herübertragen. Alle Achtung vor seinem greisen Haupt und auch die gebührende Verwunderung, welche immer noch die außergewöhnliche Vitalität des 70jährigen Meisters abnötigt, können jedoch nicht hindern, daß der berufsmäßige Beobachter sich diesmal höchst kritisch zu seinem Vortragsabend zu äußern hat. Denn über den Mangel an Stimmmitteln, den man ihm schon immer vorhielt, hilft heute noch so geniales Verständnis nicht mehr hinweg, und peinlich berührt auch, wenn der meistliche Vortrag von ebenem nur ganz selten zum Bewußtsein kommt. Wüllner besitzt leider nicht die phänomenale Leichtigkeit und graziose Beweglichkeit eines Paganini; der gebundenen Kantilene Schuberths blieb er deshalb so ziemlich alles schuldig und zerfaserte das Melos vollständig, und falls auch später bei Strauß oder beim „Archibald Douglas“ von Loewe (wie man mir berichtet) sein Sprechgesang berechtigter annahm, ein künstlerischer Genuß war das trotzdem nicht. Das gefüllte

Barock (Bürgeraal) schien freilich zum größeren Teil ander Ansicht und feierte den Konzertgeber stürmisch samt seinem Begleiter Coenen v. Vos, der ihm am Flügel übrigens sehr besagt und zuverlässig sekundierte.

### Freia Kühner und Hans Zimmermann

zwei junge Karlsruher Kunstbegeisterte aus der Schule von Alfred Lorenz, bereiten sich zu einem Liebes-, Ariens- und Duettabend. Das Resultat konnte die beiden Kreislänge im ganzen befriedigen. Vorab bei der Sopranistin fiel eine nicht alltägliche Reinheit in Ton und Timbre auf. Auch starke innere Beteiligung war ihr nicht abzuspüren, vorzugsweise schien sie allerdings für den Opernstil prädestiniert. Aber gutes Naturmaterial, aus dem bei rationaler Weiterbildung zweifellos etwas zu machen ist, verfügte auch der lyrische Bariton, vorläufig sollte er jedoch bei dem Bestreben, Ton und wieder Ton zu geben, sich vor merkwürdiger Anstrengung hüten und namentlich in der Höhe sein Organ nur in mäßigen Stufen verwenden. Vermöge ihres Volumens sang zudem die Stimme für den Eintrachtstakt nicht immer ausreichend, das war vielleicht mit ein Grund, daß der Sänger forcierte und auf eigentliche Weichheit der Tongebung verzichten mußte. Ein großer Kreis von Verehrern spendeten reichlichen Beifall, woran auch Josef Schell beteiligt war, der mit seinen rühmlich bekannten Eigenschaften die Klavierbegleitung durchführte. H. Sch.

Westermanns Monatshefte. Aus dem Inhalt des Oktoberheftes ist besonders hervorzuheben: Die Geisterstadt, Romane, Folge von Heinrich Müllers; Indischer Armat von Annie Jeanne-Carrar (liest sich wie ein Erlebnis); Nord, die Reize der Jönischen Inseln, von Cattina von Seybold; Die Seels der Biene von Dr. A. Seidel; Das Kind in der Natur, von Minni Wiestländer; Schneesturm, Novelle von Carry Brauvogel; Veruf und Verurteilung, von Otto Aug. Ehlers; Aus meiner Gegenwart, von Georg von Campden (brillant wie immer); Das Bild Gottes, von Dr. Hans von Arnim; Heinrich von Kleist und das tapfere Vorken, von Dr. Paul Hoffmann; Vom Zusammenhang zwischen Schrift und Kultur, von Max Fleck usw. (Herausg. Georg Westermann, Braunschweig.)